

(Nachdruck verboten.)

Arbeit.

62]

Roman in drei Bänden von Emile Zola. Aus dem Französischen übersetzt von Leopold Rosenzweig.

Es waren Monate vergangen, seitdem Josine von Lucas Abschied genommen hatte, das Glück, das das Leben ihnen schuldete, auf später verschiebend, als sich Ereignisse abspielten, welche Fernande die erwartete, ersehnte Gelegenheit boten, den Todesstoß gegen ihren Feind zu führen. In jener schmerzlich-seligen Nacht hatte Josine in den Armen Lucas' empfangen. Sie war schon im fünften Monat der Schwangerschaft, ohne daß selbst Ragu etwas gemerkt hätte; und erst als er sie eines Abends in seiner Trunkenheit schlagen wollte und sie ihren Leib mit einer erschrockenen Gebärde schützte, entdeckte er mit einemmal ihren Zustand. Er war zuerst starr vor Verblüffung.

„Du bist schwanger, Du bist schwanger, Meke? Deshalb hattest Du also immer solche Heimlichkeiten. Ich mußte ebenso dumm sein, wie Du verlogen bist, daß ich es noch nicht gemerkt habe!“

Dann durchfuhr's ihn wie ein Blitz, daß das Kind nicht von ihm sein konnte. Woher also stammte dieses Kind? Wer war der Vater? Er ballte die Fäuste und knirschte mit den Zähnen in wachsender Wut.

„Wie, Meke, es ist doch wohl nicht von selbst gekommen? Du wirst nicht die Unverschämtheit haben, zu behaupten, daß es von mir ist, da Du sehr wohl weißt, daß ich mich vorgelesen habe. Von wem ist es also? Sag's doch, sag's schnell, oder ich erwürge Dich!“

Josine stand leichenbläß da und sah mit ihren sanften Augen entschlossen auf den Trunkenen, ohne zu antworten. Und in ihrer Angst konnte sie nicht umhin, sich zu verwundern, daß er so in Zorn geriet, denn sie war ihm, wie es schien, in der letzten Zeit vollkommen gleichgültig geworden, er drohte ihr jeden Tag, sie auf die Straße zu werfen, und sagte, er wäre froh, wenn irgend ein anderer sie auflöse. Er selbst hatte sein Junggesellenleben wieder aufgenommen. Da er ihr also unzähligmals in brutalster Weise bewiesen hatte, daß er sie nicht mehr wollte, warum geriet er so in Wut darüber, daß sie schwanger war?

„Es ist nicht von mir, Du wirst nicht so frech sein, zu sagen, daß es von mir ist?“

Sie erwiderte endlich, ohne den Blick von ihm zu wenden, leise und fest:

„Nein, es ist nicht von Dir!“

Er führte einen wütenden Faustschlag nach ihr, aber sie wich zurück, so daß er nur ihre Schulter streifte.

„Du sagst mir das ins Gesicht, verdammte Meke?“ brüllte er. „Und den Namen des Menschen, sag' mir den Namen des Menschen, damit ich ihm sein Teil gebe.“

„Den Namen sag' ich Dir nicht,“ erwiderte sie ruhig. „Du hast kein Recht, ihn zu wissen, da Du mir zwanzigmal gesagt hast, daß Du genug von mir hast, und daß ich mir einen andern suchen kann. Du wolltest kein Kind von mir haben, ich habe eines von einem andern, der ist nun mein Mann, und die Sache kümmert Dich nicht weiter.“

Er wollte sie erschlagen. Sie mußte fliehen, um sich vor den Fußtritten zu schützen, die er mit mörderischer Berechnung gegen ihren Leib führte. Was ihn besonders zu sinnloser Wut stachelte, das war, daß sie ihm ins Gesicht gesagt hatte, daß sie von einem andern Mutter sei, und daß sie ihn fortan nichts mehr angehe, daß er kein Anrecht mehr an ihren Körper und an ihr Leben habe. Er, der kein Kind gewollt hatte, wurde von dem Gedanken, daß er nicht der Vater sei, wie von glühendem Eisen gebrannt. Er fühlte, daß sie nicht mehr ihm gehörte, daß sie nie ihm gehört habe, und daß sie ihm nun für immer entrückt war. Dieser Gedanke erfüllte ihn mit einer rasenden Eifersucht, deren Qual er bisher nicht gekannt hatte, und die er nie kennen zu lernen gedacht hätte. Von da ab schloß er die Frau ein, die er auf die Straße hatte werfen wollen, er bewachte sie, er wurde von Wut erfaßt, wenn er sie mit einem Mann sprechen sah. In seinem wahnsinnigen Zorn über das Unwiderrufliche mißhandelte er sie. Und immer

kam die verletzete Eitelkeit des Mannes, der es nicht verstanden hatte, sein Lebenswerk zu thun, auf den andren zurück, auf den Unbekannten, der aus diesem Körper einen Teil seines Körpers gemacht hatte.

„Sag' mir seinen Namen, sag' mir seinen Namen, und ich schwöre Dir, daß ich Dich in Ruhe lasse!“

Aber sie blieb standhaft, sie ertrug die Schmähungen und die Schläge und sagte nur mit ihrer sanften Festigkeit:

„Du brauchst seinen Namen nicht zu wissen, er geht Dich nichts an.“

Ragu konnte unmöglich an Lucas denken, und nichts konnte ihn auf diese Spur bringen, denn keine menschliche Seele, außer Soeurette, hatte Josinens nächtliche Besuche gesehen. Er suchte unter seinen Kameraden, dachte an eine Stunde des Vergessens in den Armen irgend eines hübschen Jungen seines Kreises, am Abend eines Fahltages, wenn der Wein das Blut erhitzt. Aber all sein Suchen war vergeblich, er mochte noch so viel lauern und spüren, er erreichte nichts, als daß seine Wut und sein nagender Groll sich steigerten.

Indessen verbarg sich Josine vor allen Blicken, aus Furcht, daß es schlimme Folgen für Lucas haben könnte, wenn das Geheimnis ihrer Liebe ans Licht käme. Als sie die Gewißheit hatte, daß sie von ihm schwanger sei, war sie zuerst von unendlicher Freude erfüllt gewesen, sie hätte zu ihm eilen mögen, um ihm die große, glückliche Neuigkeit mitzuteilen, über die er, wie sie sicher war, ebenso selig sein würde wie sie. Dann waren ihr ängstliche Zweifel gekommen, sie hatte es für geboten gehalten, noch zu warten, um nicht irgend ein gewalttames Ereignis heraufzubeschwören, während die Eröcherie grade so schwere Tage durchmachte. Und nur durch einen Zufall erfuhr Lucas von dem Kommen dieses teuren Kindes, dessen Vater er war. Als er eines Tags, mit Bonnaire im Gespräch begriffen, diesen bis zu seinem Hause begleitete, fanden sie dort eine Gruppe von Frauen stehen, denen die Loupe von der Schwangerschaft ihrer Schwägerin erzählte, indem sie allerlei giftige Andeutungen an diese Neuigkeit knüpfte. Lucas fühlte sein Herz stillstehen und dann hoch-aufschlagen. Josine kam manchmal in die Eröcherie, um Nanet abzuholen, der ganze Tag da verweilte; und eben, als die Frauen von ihrer Schwangerschaft sprachen, kam sie herbei und mußte ihren Fragen Rede stehen. Ja, sie war nun im sechsten Monat, und man sah es schon sehr. Da bemerkte sie Lucas, und sie fühlte so sehr, wie er darunter litt, daß er sich stumm in der Ferne halten mußte, daß sie beinahe meinte, es nicht ertragen zu können, daß sie nicht mit ihm sprechen, ihm nicht zuzubeln sollte, wie unendlich glücklich sie war. Sie ahnte den schrecklichen Zweifel, der seine Seele martern mußte, sie mußte, daß ein einziges Wort von ihr ihn beruhigen, beseligen würde. Dieses Wort, es drängte sich aus ihrem Herzen empor, es erstickte sie fast: „Es ist von Dir!“ Und dann fand sie doch ein köstliches Mittel, ihm dieses Wort zuzuschicken, als die Frauen einen Augenblick ihre Aufmerksamkeit von ihr abwandten und sich wieder in ihr Gespräch vertieften. Sie legte zuerst beide Hände auf ihren gesegneten Leib, hob sie dann mit einer Gebärde voll Liebe und Dankbarkeit an ihre Rippen, und sandte ihm die Gewißheit seiner Vaterschaft in einem unmerklichen Kusse zu; er begriff sofort, und auch ihn durchströmte die unendliche Seligkeit.

Es bot sich Lucas und Josinen keine Gelegenheit, ein Wort miteinander zu wechseln, keine andre Mitteilung fand zwischen ihnen statt, als diese lieberfüllte Gebärde, dieser Kuß, der sie tollends vereinigte. Aber Lucas, aufs tiefste erregt, zog Erkundigungen ein, und erfuhr bald von den Eifersuchtsausbrüchen Ragus, von seinen Mißhandlungen, von der peinlichen Ueberwachung, in der er seine Frau hielt. Und wenn er noch den geringsten Zweifel über seine Vaterschaft gehabt hätte, diese rasende Eifersucht des Mannes hätte genügt, um ihn zu überzeugen. Von nun ab war Josine seine Frau. Sie gehörte ihm, ihm allein, da sie ein Kind von ihm unterm Herzen trug. Der einzige wahre Gatte war der Vater. Es gab nur ein einziges festes, ewiges Band zwischen Mann und Weib, das Kind, das geschaffene Leben, das aus der unlöslichen Vereinigung zweier Menschen entsteht. Daher war er nicht eifersüchtig auf Ragu, während dieser toll vor Eifersucht war, denn Ragu existierte nicht, er war nur der Räuber, der weitergeht und

den man vergißt. Josine gehörte ihm, Lucas, für immer, sie würde zu ihm zurückkehren, und das Kind sollte die lebende Blüte ihres untrennbaren Bundes sein.

Von da ab litt Lucas jedoch schrecklich unter dem Bewußtsein, Josine Schmähen und Mißhandlungen ausgelegt zu wissen, in steter Gefahr ihres und jenes andern keimenden Lebens. Es war ihm unerträglich, die geliebte Frau in den entsetzenden Händen Nagus zu lassen, während er sie in ein Paradies der Liebe und Zärtlichkeit hätte versehen, sie mit all' der Vergötterung hätte umgeben mögen, die der Mutter zukommt, welche durch das Kind geheiligt ist. Aber was ihm, wie sie unter seinen Schutz nehmen, wenn sie sich so beharrlich scheu zurückzog, sich schweigend im Schatten barg, um jede Unannehmlichkeit von ihm fernzuhalten? Sie vermied es sogar, ihn zu sehen, aus Furcht vor irgend einem Zufall, der ihr Geheimnis, das sie so liebevoll in ihrer leidenden Seele barg, hätte preisgeben können; und er mußte ihr förmlich aufklauern, sie überraschen, um endlich einige Worte mit ihr wechseln zu können.

In einer finstern Nacht war es, als Lucas, an einer Ecke der armenigen Rue des Trois-Lunes stehend, Josine im Vorübergehen ersah und anhielt.

„O, Lucas, Du bist es? Welche Unvorsichtigkeit, Geliebter! Sieh mir schnell einen Kuß und geh gleich wieder, ich bitte Dich!“

Aber er hielt sie fest umschlungen und sagte ihr leise und innig ins Ohr:

„Nein, nein, Josine, ich muß mit Dir sprechen. Du erduldest zu viel, und es ist verbrecherisch von mir, daß ich Dich, die mir so teuer, so kostbar ist, so leiden lasse. Höre, Josine, ich bin gekommen, um Dich zu holen, Du mußt mir folgen, zu mir, zu Dir, um als geliebte, verehrte, glückliche Frau an meiner Seite zu leben.“

Sie überließ sich einen Augenblick dem süßen Trost dieser zärtlichen Umarmung, dieser Worte. Aber sogleich machte sie sich wieder los.

„O, Lucas, was sagst Du da? Bist Du so wenig vernünftig? Ich sollte zu Dir kommen, wenn ein solcher Schritt die schrecklichsten Gefahren für Dich heraufbeschwören könnte? Von mir wäre es verbrecherisch, wenn ich noch ein Hindernis mehr bilden würde auf dem schweren Wege, den Du zurücklegen mußt, um Dein Werk zu vollenden! Geh nur schnell, geh, Geliebter! Ich würde mich eher töten lassen, als Deinen Namen verraten!“

Er versuchte sie zu überzeugen, wie überflüssig es sei, der Heuchelei der Welt ein solches Opfer zu bringen.

„Du bist mein Weib, da ich der Vater Deines Kindes bin, und mir mußt Du folgen. Wenn erst unsre Stadt der Gerechtigkeit erbaut ist, wird es kein andres Gesetz mehr geben als das der Liebe, und die freie Vereinigung wird die einzige von allen geachtete sein. Warum sollten wir uns um die Leute kümmern, die sich heute noch über uns entrüsten würden?“

(Fortsetzung folgt.)

Sonntagsplauderei.

Die Bank — ich bitte nicht zu verzweifeln. Ich beabsichtige weder über die Leipziger, noch über die Dresdner noch über die Deutsche Bank zu schreiben, auch nicht über die Casseler Trebertröcknung. Ich werde nicht über diesen gigantischen Speisekammerpalast des Kapitalismus, über den himmellimnenden Turm von Babel grübeln, um den in allen Sprachen der Welt die menschliche Seligkeit und Würde verschachtet wird, über dieses riesenhafte Spulhaus, das aussteht, wie aus Quadern der Ewigkeit gekirrt und doch über Nacht von einem Hauch sich erschüttert wird, daß es kracht und bröckelt und aus den Rissen das wilde Heer der Teufel und Hegen schreiend in höhnendem Gelächter heransquillt. Ich will nicht malen, wie dann all den Großen der Erde aus den schlotternden Händen die Coupon-scheine entfallen und unten in der Tiefe die erzwungene Mühe der Arbeit mit der Befreiung von verwüstender Mühsal zugleich in Not und Hunger sinkt. Ich verzichte entsagend darauf, meine Sonntagsmeinungen über die hohe Bank zu äußern, obwohl ich vom Bankwesen nichts verstehe. Allerdings weiß ich, daß manche Leute in solch ein Bankgebäude gehen, wenn sie Geld brauchen und es dann auch bekommen. Ich habe das neulich gleichfalls versucht, trat in irgend eins der schon eingerichteten und noch unvertrachten Institute und erbat mir eine hübsche Summe, wenn auch bescheidene Summe. Der Mann sah mich erstaunt an, blätterte in verschiedenen großen Büchern, fixierte mich scharf und sagte: Machen Sie gefälligst, daß Sie raus kommen. Und ich tröste mich, ohne einen Pfennig erhalten zu haben. Seitdem bin ich mißtrauisch gegen das ganze Bankwesen. Ich habe mich offenbar schmäglich über den Endzweck

dieser Einrichtung getäuscht. Sie giebt nicht Geld, sondern sie ermöglicht es vielmehr jedermann, seine Reichtümer mit allem Comfort der Kreuzier gleich im großen, statt niedelweise auf der Straße zu verlieren. Ein Bekannter, der Beziehungen zur Börse unterhält, hat mich auf Befragen dahin belehrt, daß man Geld nur dann von der Bank holen könnte, wenn man es zuvor hingebracht, und auch dann erst unter besonders günstigen Umständen. Wenn diese unglaublich widersinnige Behauptung meines Bekannten wahr sein sollte, dann frage ich jeden urteilsfähigen Menschen: wo liegt denn der berühmte Segen der hohen Bank? Das kann jeder, Geld nicht wiedergeben, nachdem er es erst erhalten hat. Dann bin ich auch im Stande, ohne Vorbereitung, doppelten Boden und sonstige Apparate eine Bank zu sein; wenn Ihr wünscht, läßt sich Joe sogar auf Aktien gründen. Einsteuerten aber pfeife ich auf alle hohen und höchsten Banken, die nicht einmal im Stande sind, einem lebenswürdigen und höflichen Wittsticker, wie ich bin, ein paar Millionen zur Verfügung zu stellen, und das bloß aus dem lumpigen Grunde, weil ich nichts bei ihnen eingezahlt habe. . . .

Indessen, wie gesagt, ich schweige über dieses widersinnige Bankwesen und ich wollte vielmehr von jenen hölzernen Erzeugnissen eines ehrbaren und soliden Handwerks reden, die zur Zeit — im Gegensatz zu dem finanziellen Wahnsinn — den höchsten Aufschwung und den Gipfel ihres edlen Daseins erreicht haben. Denn die Linden blühen und mit ihnen das Bankwesen auf den Plätzen und in den Parks Berlins. Und wenn der Lindenduft, der über Qualm und Staub mit der sinkenden Nacht stetig diese schöne Erde erfüllt, sich mit einem bishigen Mondschein, einer angenehmen Entfernung von Laternen und den tiefen, weiche üppige verschwiegene Nester bauenden Schatten vereinigt, dann giebt es keine nützlicheren und beneidenswerteren Wesen auf der Welt, als diese groben, unbequemen mangelhaft gefärbten hölzernen Bänke der Parks und Plätze, obzwar für sie die geschmackvoll stilisierte Morgenröte der dekorativen Kunst noch nicht angebrochen ist.

Ich liebe diese Bänke, wenn die Linden blühen. Auf ihnen träumt nach der harten Arbeit unsre Großstadtjugend ihre Paradiese, auf ihnen treibt es gewaltig von trunkenen Schwüren, holden Dummheiten und zarten Lieblösungen, hier reißt die Zukunft. Was die Gaisblattlaube draußen ist auf dem Lande, die verschwiegenen Hedengänge, die Schlupfwinkel des Waldes, die Dünen am Meer, die Heuhaufen und die Getreidemieten, das ist für die Jungen und Starke der Großstadt-Arbeit die Bank, die der Lindenduft und das Dunkel gnädig beschützt und von den Steinhausen der ringsum ragenden öden Meisenhäuser scheidet. Die Oberleitungen der Straßenbahn reißen unablässig, Menschen werden überfahren, lärmende Betrunkene rufen Aufstände hervor, Schulkente rüden an, Droschkensperre stürzen, enblos trollen liebevolle, langweilige Passanten vorüber — dort auf der Bank im Schatten dunkler Büsche schmiegt sich eng lichter Kattun an dunkles Wamsgewand, dort schwacht es und nekt es und kichert es und küßt es und blüht es voll Sehnsucht, verloren, für sich verschlossen, wie weitenweit entfernt von dem wüsten Menschengetriebe, verschwiegener Waldzauber inmitten von toten Kasernen und lärmenden Straßen, und die Linden duften. . . .

Geeignet seien die Bänke in diesen Nächten, da die Linden blühen! Und daß alle Schwüre lautere Wahrheit seien und die Freude noch dauere, wenn längst der lebende Duft zu ehrbarem und belöhmlichem Lindenblütenteer verarbeitet ist!

Es giebt aber Leute, die diese Bänke hassen, sie mit Verleumdungen verfolgen und sie als Bänke der Unsitlichkeit schmähern. Soll man es glauben, daß für manche Lebewesen hölzerne Bänke und Lindenduft bloße Ausgeburt der Hölle und Bankspiele menschlicher Sündhaftigkeit sind? Ja die Frage der Unsitlichkeit solchen Bankwesens hat sogar bereits in der Kommunalpolitik nächst Berlin eine Rolle gespielt, und ein Ort, der stolz darauf ist, in gerader Linie von Schilda abzustammen, hat das Problem in einer Weise gelöst, die der Nachwelt bekannt zu werden verdient, umso mehr, als diese That bisher gar keine Beachtung und Nachahmung gefunden hat.

Neulich an einem heißen Sonntag wanderte ich mittags durch den Berliner Borort, in dem es gelungen ist, die Unsitlichkeit des Bankwesens radikal zu beseitigen. Ich spazierte gern an diesem Ort. Er hat so etwas Zufunftsähnliches an sich, lauter kleine zierliche Häuschen mit wenig Zulaufen, in hübsch gepflegten Gärten verborgen, aus denen sich jeder Bewohner seine Rosen vom Strauch und seine Kirschen vom Baum pflücken kann — das Ganze weitläufig behaglich verstreut, die Straßen wie schattige Laubengänge, kein Rauch, kein Durst, kein Lärm, keine rasselnden Wagen und quietischen Straßenbahnen. . . . Fast zum Ueberfluß sind zwischen die Gärten noch große öffentliche Plätze verstreut, die prächtig gepflegt, mit erusten weitspannenden Bäumen und lustig und bunt blühendem Strauchwerk geschmückt sind. Hier hatte die löbliche Verwaltung also auch Vorkehrung für die wenigen Mißbürger geschaffen, die an diesem Ort behäbiger Fülle nicht im eignen Garten lustwandeln konnten. Und auf den Bänken, die reichlich dargeboten waren, saßen an den Sommertagen Mütter und Kinder, rastende Arbeiter und, wenn der Abend kam, die Jugend, die hier mitunter auch Uniform trug.

An dem erwähnten Sonntag nun gelästete es mich, nach weiter Wanderung auf einem der schönen Plätze meine erhitze und ermüdete Körperlichkeit ein wenig auszurufen. Bald erreichte ich den nächsten Platz, aber — äßte mich mein durch die Blut verdorrter Sinn? — keine Bank bot sich dem Suchenden. Hatte ich nicht im Vorjahre

Hier gefessen? Es mußte wohl eine Täuschung sein. Das wird auf dem andren Platz gewesen sein. Ich ging zum nächsten — keine Bank —, ich suchte den dritten, vierten, fünften, suchte alle Plätze des Orts ab, nirgends auch nur der Schatten einer Bank. Erschöpft ließ ich mich schließlich auf einem niedrigen Eisengeländer nieder, der Rajenflächen räumte, bis sich Schwiveln und Striemen zu bilden anfangen. Kein Zweifel! Ich war einem eigentümlichen Wahnstun verfallen, der Banblindheit oder dem Bankwahn. Entweder sah ich jetzt die Bänke nicht, obwohl sie da waren, oder ich hatte im Vorjahre mir eingebildet, welche zu sehen, wo in Wirklichkeit keine da waren. Graufend verließ ich den verzauberten Ort.

Am späten Abend desselben Sonntags kehrte ich in der Bahnhofswirtschaft des Ortes ein und da hatte ich das unerwartete Glück, mit einer Autoritätsperson der banklosen Gemeinde zusammenzutreffen. Es war der Nachtwächter, der dem augenblicklichen Befund nach zu schließen die Gepflogenheit hatte, die Nacht, die keines Menschen Freund ist, in dem Wartesaal des Bahnhofes zuzubringen. Den ganzen Nachmittag über hatte mich das Konträtel gequält — man begreift, wie erfreut ich war, endlich einen Mann zu finden, der sicherlich über die Verhältnisse und Probleme dieser merkwürdigen Kommune unterrichtet war. Ich bestellte Bier, geriet bald ins Gespräch mit dem Nachtwächter und nach einigen Vorbereitungen stellte ich ihn direkt vor die Frage:

„Sagen Sie mal, giebt's denn hier an all den schönen Plätzen keine Bänke, auf denen man sich ausruhen kann?“

„Woll, schön sind de Plätze — aber Bänke, is nich!“

„Ja, aber warum denn, wozu sind denn die Plätze da?“

„Sagen kann hier jeder auf sein eigenet Grundstüd.“

„Om! Aber es giebt doch auch Leute, die keinen eignen Garten haben.“

„Die giebt's. Ewent deshalb!“

Die Logik meines Gewährsmannes blieb mir dunkel, und ich mußte das Verhör in einer andren Richtung fortsetzen, nachdem ich die Absicht des Nachtwächters bemerkt hatte, über das „ebent deshalb“ hinaus keine weiteren Aufklärungen zu geben. Er stand offenbar unter dem Druck des Amtsgeheimnisses.

„Ja, lieber Mann,“ fuhr ich also fort, „gab es denn nicht noch im Vorjahre zahlreiche Bänke hier? Es kann doch also nicht Knauerigkeit sein, die die Leitung der Gemeinde veranlaßt, derart mit Sitzgelegenheiten zu sparen.“

„Newiß, die jab es früher bei uns haufentweise. Im vorächten Nobember haben wir se aber alle nach Berlin verloppt, vor all natierlich.“

„Aber das ist doch geradezu verrückt,“ warf ich ziemlich erregt dazwischen.

„Erloben Se mal,“ fuhr die Autorität gemüßlich fort, „keene Beamtenbeleidigung nich! Det is nich verrückt, det is, sage id Ihnen, sittlich.“

„Was ist es?“

„Sittlich! Id meene nämlich, wir haben die Bänke von wejen det Poussieren weggenommen. Uf'n Rathaus hat sich erst 'n Hauptmann un denn 'ne Kommerziuratsjattin über die Lieberlichkeit uf'n Bänken beschwert. Denken Sie sich, sojar aus Berlin sind de Mädchen hieher jekommen und haben, wenn's schummerich wurde, uf uns're Gemeindebänke jeseßen, und id sage Ihnen, nich alleene: Na, un mit det Jas is so nich wille los hier, ufpassen konnte id ooch nich uf allens, und 'n Mitbürger zu beschelen, wegzujehen, wenn er mit'n Mädchen uf de Banke pouffiert, konnte id doch ooch nich — na, und so haben wer denn de Bänke weggeschafft. Jetz haben wir ooch Ruhe; denn uf'n Rasen lassen wer se mit nich ruff. Det wird nich jeduldet. Die Sittlichkeit der Gemeinde ist de Hauptsache, un wenn Sie sich in der Hitze uf ne Banke setzen wollen, so fahren Se ebent nach Berlin, da stehen se...“

Der Nachtwächter hatte gesprochen. Tief erschüttert stieg ich in den Zug nach Berlin. Erst als ich am Dönhofsplatz — übrigens o h n e Lichter Matten — auf einer Bank saß, vernahmte ich mich allmählich über das ebenso geniale wie einfache Mittel, die kommunale Sittlichkeit in der Umgegend von Berlin zu heben.

Bis zum nächsten Jahre, vermute ich, wird diese stillische Gemeinde auch all die zahlreichen, gefährlich unsittlichen Lindenbäume sälen, deren Duft heuer noch die Jugend zur Sünde lockt. — J o c.

Kleines Feuilleton.

oo. Eine Bank. Ganz weit dranhin im Walde steht sie, da wo die Bahn nach Schlessen vorüberfährt, eine entlegene Stelle.

Früher ging die Landstraße über den Platz. Jetzt ist der Uebergang über die Bahn gesperrt.

„Halt, so lange die Barriere geschlossen ist!“ steht auf einem verwetterten Holzschild.

Die Barriere wird nie mehr aufgezo-gen!... Der Uebergang ist weiter oben nach Erlner zu; über die alte Landstraße ist der Wald gewachsen, ein Spaziergänger verliert sich hin und wieder noch hierher, sonst kein Mensch. Die Wagen und die Wanderer gehen den neuen Weg. Es ist still geworden, nur die Bank erinnert an die Zeiten, wo hier der Heerweg vorüberging.

Ich gehe gern nach der Bank.

Es ist ein tranklicher Platz. Auf Stunden in der Runde kein Dorf, kein Haus; nichts als märkischer Kiefernwald. Die Weisen und die Finken singen. Am Bahndamm blüht der Himmelstrand, aus

dem dürftigen Heidegras leuchten rote Walderdbeeren. Ab und zu braust ein Zug vorbei, ein Vorortzug, ein Fernzug, der hinauffährt nach Wien- oder hinauf nach Petersburg; das ist der einzige Gruß, den das Leben an diese Stätte sendet.

Ein Weile schüttern die Räder, der Boden dröhnt, dann wieder alles still.

Und mitten in der Stille redet die Bank.

Meine Bank hat Inschriften. Die haben allerdings viele Bänke. Wenn Guste Müller und Friße Schulte hinaufklettern auf den Müggelsturm, malen sie ihre Namen auf die Holzwand, jedes Liebespaar schreibt sich ein, an der Stelle, wo es gewesen ist, und schreibt es sich bloß auf die Treppenstufen. Zu meiner Bank kamen keine Liebespaare, dazu liegt sie viel zu weit hinaus, auf meiner Bank machten nur die Wanderer Rast, die für eine Zeit ihres Lebens auf der Landstraße zu Hause sind.

„Es sind gewesen zwei Tapezier“

Die waren auf der Walze!“

haben Erich Lehmann aus Bunzlau und Max Horn aus Bitterfeld frei nach Seine in die vermorschte Lehne hineingeschnitten und darunter: „Wir haben hier gerastet 20. 6. 98.“ Dicht daneben in großen Buchstaben ein wohl bekannter, vertrauter Gruß, das Rahnwort: „Proletarier aller Länder vereinigt Euch!“

„Aus Sachsen komme ich, nach Berlin gehe ich und suche Arbeit“, hat Heinrich Förster aus Meizen in ungelunden Buchstaben hingemalt. „Suche ich auch, und schon so lange!“ Klagt ein andrer daneben; es klingt wie ein Schmerzensruf und die Schrift ist zittrig.

„Allen Genossen meinen Gruß,“ schreibt ein Steinseher, und dicht daneben singt ein andrer:

„Ein Sohn des Volkes will ich sein und bleiben.“

„Kämpft für Freiheit und Recht,“ mahnt eine kleine Schreibschrift an der Lehne. „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit!“ hat ein Maurer auf dem Sitzbrett eingeschnitten. Zu meiner Linken lese ich in schön geschwungenen Buchstaben:

Der Kampf der Freiheit ist ein schwerer Kampf, Er trägt nicht Gold, er trägt nicht Mühseligkeit. Er bringt Verachtung, Kummer, Schmach und Not, Und doch ist dieser Kampf der schönste Kampf.“

Ein „reisender Tischler“ hat den Spruch verzeichnet, die Worte mögen nicht genau stimmen, aber der Gedanke ist echt und der ist das beste.

„Allen guten Genossen, die hier rasten, wünsch' ich Glück“, klingt freundlich der halbverwischte Gruß eines Schneiders.

Und so hat jede Stelle ihre Inschrift, und auch nicht eine ist leer geblieben, und darum gehe ich gern zu meiner Bank.

Still ist es rundum und einsam, aber ich fühle mich nicht einsam da, ich bin in Gesellschaft.

Wenn ich sitze und die verwetterten Inschriften lese, wird die Einsamkeit lebendig!

Nieber den alten Heerweg kommen schattenhafte Gestalten; sie sehen nicht sehr vertrauenerweckend aus. Ihre Kleider sind zer-rissen, durch die Schuße pfeift der Wind.

Meine Nachbarin, Frau Kangleirat Lehmann, wäre entschieden „ganz entsezt, wenn sie ihnen allein im Walde begegnete.“

Ich bin garnicht entsezt.

Ich sehe sie kommen und winke Ihnen zu, und sie grüßen wieder und setzen sich zu mir und erzählen mit stillen, lautlosen Stimmen..

Es sind alte Geschichten, die sie erzählen, alte Geschichten, längst bekannt.

Geschichten von dem jungen Handwerksburschen, der hinaus zog in die Welt, das Glück zu suchen.

Aber das Glück stand auf einer rollenden Kugel, und wenn er glaubte, er hätte es gefaßt, schwebte es wieder davon.

Und das Glück hielt es nur mit den Reichen, und dem Armen blieb nichts als Unterdrückung, Ausbeutung und Not.

Und es gab keinen Ausweg aus alledem, gar keinen.

Wirklich keinen?

Der alte Stromer in der zerplünderten Jade nimmt den ver-beulten Schlapphut vom Haupt, fährt mit den schattenhaften Fingern über die Inschrift und spricht sie nach mit seiner stillen, lautlosen Stimme:

„Proletarier aller Länder, vereinigt Euch!“

Aber vielleicht hat er gar nicht gesprochen, vielleicht war es nur ein Baldestrauschen. —

— Krähenfang. Eine eigenartige Vogelstellerei wird nach eine Mitteilung der „Nerthus“ am Ufer des stürischen Hafes ausgeübt, der Krähenfang, von den Fischern „Nabenziehen“ genannt. Wenn bei starkem Wind die Krähen in großen Schwärmen die Hafufer entlang ziehen, gehen die Vogelfänger am Morgen hinaus an den Strand und stellen ihre einfachen, aus alten Fischernetzen und einigen Holzbügeln hergestellten Fangvorrichtungen auf. Nachdem die zahme Lachträhle angebunden und der Köder ausgestreut ist, verbirgt sich der Vogelsteller in einer primitiven Schutzhütte, von wo aus er das Netz mittels der Zugleine blühnelf zum Zullappen bringen kann. Meistens braucht er nicht lange auf Beute zu warten. Die Krähen werden zum Teil in eigenen Haus-halte verzehret, zum Teil zum Preise von 10 bis 15 Pf. von andren Fischern gekauft, da der etwas dunkel gefärbte Braten gar nicht übel schmecken soll. Die zahmen Lachtrählen, deren Flügel gestutzt sind, so daß sie nur kleine Strecken fliegen können, werden bereits in

früher Jugend aus dem Neste geholt und gewöhnen sich bald an den Menschen. Ihr Preis ist verhältnismäßig niedrig, da man bereits für 50—60 Pf. eine zahme Krähe erziehen kann. —

Kunst.

— **Testamentkünstler.** Leipziger Blätter veröffentlichen eine neue Erklärung Klingers. Er (Klinger) habe weder Vegas noch die Berliner Künstler beleidigen wollen. Die Vorgänge in Berlin verdienten aber Vegas' Keulenschläge eher als die Secession. Klinger hätte auch ohne Vegas' Auftreten sein Schreiben veröffentlicht, da jetzt die letzte Möglichkeit vorhanden sei, eine Künstlerstiftung zu retten. Es handelt sich um zwei Fälle, von denen der eine hoffnungslos verloren sei. Der verstorbene Maler C. Stauffer in Berlin, erhielt in den achtziger Jahren, als er zum Plastikler umfatten wollte, von einer Patrizier-Familie jährlich 10 000 Franken, die er in Rom zu seiner Ausbildung verwendete. Seine Wohlthäter siedelten nach Florenz über. Das Ehepaar bestimmte zum Andenken seiner Vorfahren ein wundervolles Vestibulum in Florenz zu einem Museum mit Künstler-Werkstätten. Der Wert betrug 2 000 000 Franken. Stauffer sollte die Angelegenheit ordnen, entführte aber die Frau seines Mäcenas als die Besitzerin eines großen Vermögens. So ging die geplante Stiftung verloren. Ähnlich ist der zweite Fall, der in der Gegenwart spielt. Eine Kunstfreundin, die viele Stiftungen auf eine japanische Kunstsammlung geschaffen hatte, plante eine große Stiftung; gewissermaßen ein Fideikommiss für einen Künstler. Der erste Ruznieker erhält das Grundstück mit Villa, außerdem Bauerngüter und eine Hypothek von 130 000 M. Dieser Künstler macht aber keine Anstalten, für seinen Nachfolger testamentarisch zu sorgen. Das Testament, das er vor seiner Vermählung aufsetzte, erklärt er selbst für wertlos. Klinger hofft, daß bis Ende des Monats die Angelegenheit in der ursprünglich beabsichtigten Form geordnet sein werde. So lange soll der Name ungenannt bleiben. Klinger beabsichtigt nicht, der Sclandalucht Stoff zu bieten, er will nur die Stiftung retten. Vegas soll helfen. —

Aus dem Tierleben.

— **Die Fortpflanzung des Aales.** In einer Versammlung des Fischereivereins für die Provinz Brandenburg machte Regierungsrat Droscher interessante Mitteilungen über die bis vor kurzem noch strittige Art der Fortpflanzung des Aales. Nachdem die Behauptung, so führte der Redner aus, der Aal gebäre lebendige Junge, endgültig in das Reich der Fabel verwiesen und die angeblichen lebendigen Jungen als Spulwürmer ermittelt worden, bleibt zur Erklärung der Thatsache, daß man noch niemals Aal-Laich gefunden hat und eine Fortpflanzung des Aales im süßen Wasser überhaupt nicht stattfindet, nur die Annahme übrig, daß der Aal ausschließlich im Meere laicht. Bekannt ist, daß alljährlich große Wanderzüge der jungen 6—7 Centimeter langen Aale aus dem Meere in die Flüsse stattfinden, von wo sie im geschlechtsreifen Zustande ins Meer zurückkehren. Diese Eigentümlichkeit des Aales hat zur Folge, daß alle geschlossenen Gewässer, in denen man Aale halten will, von Zeit zu Zeit immer neu mit jungen Fischen besetzt werden müssen. Nun ist es für den Fischzüchter aber von sehr großer Wichtigkeit, daß er bei der Besetzung seiner Gewässer möglichst nur Weibchen verwende, denn nur diese erlangen ein bedeutendes Wachstum, während die Männchen kaum über 45 Centimeter, in den seltensten Fällen bis 48 Centimeter lang werden. Es war deshalb naheliegend, die Frage aufzuwerfen, ob es nicht möglich sei, das Geschlecht der Aale mit Sicherheit schon an den jungen Aalen festzustellen, die in 17—25 Centimeter Länge aus Holstein (Eider), Wismar, Stettin (Dammischer See) u. s. f. geliefert werden, und von denen namentlich die Sendungen aus Holstein einen sehr großen Prozentsatz Männchen (bis 80, auch 85 Proz.) enthalten. Diese Frage hat zu den eingehendsten Untersuchungen geführt, deren Ergebnis ist, daß alle äußeren Merkmale — spitzer Kopf, Größe der Augen, Farbe — hinlänglich sind, und daß sich bei Aalen der angegebenen Größe auch durch die anatomische Untersuchung das Geschlecht nicht nachweisen lasse. Erst etwa an den 30 Centimeter langen Tieren ist die letztere Feststellung mit Sicherheit zu machen, und es scheint, daß eine Differenzierung des Geschlechts beim Aal überhaupt erst eintritt, wenn er ein Mindestmaß von 24 Centimeter erreicht hat. Höchst merkwürdig aber ist eine bei diesen Untersuchungen gewonnene Thatsache, welche seit längerer Zeit schon aus dem Umstände des Häufigwerdens der Weibchen in den Flüssen landeinwärts, vermutet wurde. Bei dieser Differenzierung und Entscheidung über das von dem Individuum anzunehmende Geschlecht müssen nämlich die äußeren Lebensumstände wesentlich mitsprechen, welchen der Fisch in unrenn Dammengewässern begegnet und die, wie aus dem Kleinbleiben der Männchen hervorgeht, die letzteren weniger begünstigen als die Weibchen. Man braucht nicht so weit zu gehen wie ein anwesender Fischzüchter, der aus seiner Erfahrung berichtete, daß er Männchen eingesetzt und Weibchen gefischt habe, denn hierbei können, bei der Schwierigkeit der Geschlechtsbestimmung auch bei entwickelten Fischen, leicht Versehen untergelaufen sein; aber die Thatsache der Differenzierung des Geschlechts durch äußere Umstände ist an sich eine so interessante biologische Neuheit bei höheren Tiergeschlechtern, daß weiteren Feststellungen mit Spannung entgegenzusehen werden kann. Bei Weibchen, See-Ägeln z. B., sind neuerdings ähnliche Beobachtungen mit Sicherheit gemacht worden, namentlich mit Bezug auf Veränderung

der äußeren Lebensumstände durch verschiedenen Salzgehalt des Wassers, so daß die Ähnlichkeit der beim Aal beobachteten Vorgänge zur weiteren Verfolgung dieser Untersuchungen auffordert. —

Humoristisches.

— **Sein Bild.** „Aber, liebe Frau, ich glaubte Sie untröstlich über den Verlust Ihres Gatten anzutreffen, und nun muß ich Sie schon wenige Tage nach dem Begräbnis mit Kartenspiel beschäftigt sehen!“

„Ach, Herr Pfarrer, ich hab' ja kein Bild vom meinem Andresl, und er sieht halt dem Coeur-Buben gar so ähnlich!“ —

— **Schlechte Behandlung.** „Nun, Karlchen, hast Du Deinem Papa die freundige Nachricht gebracht, daß der Storch mit zwei Brüderchen bei uns eingelehrt ist?“

„Ja wohl!“

„Was hat er denn gesagt?“

„'ne Ohrfeig' hab' ich gekriegt!“ —

— **Gutes Zeichen.** „Wie sieht's denn mit dem Appetit Ihres Mannes?“

„O viel besser, Herr Doktor! Gestern hat er schon geschmunzelt, wie die Knödel an seinem Beiß vorübergetragen wurden!“ —

Notizen.

— **Gerhart Hauptmann** arbeitet an einem in seiner schlesischen Heimat spielenden Bauernroman. —

— **Nach dem eben erschienenen statistischen Rückblick** auf die Thätigkeit der königlichen Theater zu Berlin, Hannover, Kassel und Wiesbaden für das Jahr 1900 erlebten die meisten Aufführungen im Schauspiel: „Die Tochter des Erasmus“ von Wildenbruch (43), „Jugend von heute“ von Otto Ernst (34), „Der wilde Reutlingen“ von Mosen u. Trotha (25). Auf Schiller fielen 39 Abende, Shakespeare 35, Goethe 20, Lessing 8. Die meisten Aufführungen in der Oper erlebten „Die Fledermaus“ (69) und „Der Willado“ (54), nächst dem „Lohengrin“ und „Mignon“ (je 16). —

— **Die Direktion des Neuen Theaters** hat für den an das Lessing-Theater engagierten Oberregisseur Willy Peters den bisherigen Schauspiel-Regisseur am Stadttheater in Breslau, Herrn Waldemar Munge, verpflichtet. —

— **Ein neues Theater** für Drama und Lustspiel soll am Monbijouplatz erbaut und zu Beginn der Winteraison 1902 eröffnet werden. —

— **Die Dresdner Hofoper** plant für die kommende Spielzeit die Aufführung von Arrigo Boitos „Mephistopheles“. —

— **Sudermanns** „Glück im Winkel“ hat bei der Aufführung durch den Londoner Premier-Klub im Coronet-Theater keinen Beifall gefunden. —

— **Die Mailänder Behörden** beschließen, das Scala-Theater für die Spielzeit 1901—1902 mit 150 000 Lire zu unterstützen. Die Bürgerschaft soll darüber abstimmen, ob der Zuschuß ein dauernder bleiben soll. —

— **Der Bassist Emil Stammer** scheidet mit Schluß der Saison aus dem Verbands des Berliner Opernhäuses aus. —

— **Der Gothaer Landtag** bewilligte 20 000 M. Zuschuß für das dortige Hoftheater mit der Bestimmung, jährlich sieben Volksvorstellungen zu veranstalten, bei denen jeder Platz nur 40 Pf. kostet. —

— **Der in Wien schon einmal** mit einer „Freien Bühne“ elendiglich verkehrte Herr Vorgias Schmid ist in München binnen kurzer Zeit zweimal mit einem „Ueberbrett!“ rettungslos durchgefallen. —

— **Für die Berliner National-Galerie** sind in den Monaten Oktober bis März erworben worden: Eugen Dückers Gemälde „Herbstabend an der Nordsee“, das Bildnis des Professors Anders von E. Hildebrand und G. Luuds Marmorgruppe „Klagende Psyche“. Berliner Kunstfreunde schenken Daubigny's Gemälde „Frühlingslandschaft“. —

— **Die vom deutschen Geographentag** eingesetzte Central-Kommission für wissenschaftliche Landeskunde von Deutschland hat einen Preis von mindestens 600 M. ausgesetzt für die beste, nicht bloß auf gedrucktem Quellenstoff beruhende Beantwortung der Frage: „Welche Stromlauf-Veränderungen hat der Niederrhein zwischen Bonn und Cleve in geschichtlichen Zeiten erfahren, und wie haben dieselben auf die Siedelungen eingewirkt?“ Die Bearbeitungen sind bis spätestens Ende 1902 an Prof. Kirchhoff in Halle a. S. einzusenden. —

— **Die Amerikaner** suchen den Theestrauch bei sich einzubürgern. In Süd-Carolina sind jetzt etwa 60 Acker unter Kultur, die eine Ernte von sehr guter Qualität ergeben haben. Es sollen jetzt 4000 Acker bepflanzt werden, die etwa 300 000 Pfund Thee jährlich liefern würden. —